

JACK DU BRUL

EISIGES INFERNO



Weltbild

Eisiges Inferno

Der Autor

Jack Du Brul hat bereits mehrere erfolgreiche Thriller veröffentlicht, teilweise in Zusammenarbeit mit Clive Cussler. *Eisiges Inferno* ist der zweite Band einer Reihe um den Geologen und Abenteurer Philipp Mercer.

Jack Du Brul hat Internationale Politik an der George Washington University in Washington D.C. studiert und lebt heute mit seiner Frau in Vermont. Mehr über den Autor erfahren Sie unter www.jackdubrulbooks.com.

Jack Du Brul

Eisiges Inferno

Thriller

Aus dem Englischen von
Bernhard Liesen

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel *Charon's Landing*
bei Onyx, an imprint of New American Library, a division of Penguin Group, USA

Besuchen Sie uns im Internet
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 1999 by Jack Du Brul
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by
Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Übersetzung: Bernhard Liesen
Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Frieberg/Bayern
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Frank Bach / © irabel8 /
© Nikita Vishneveckiy)
Satz: Catherine Avak, Iphofen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-424-1

2017 2016 2015 2014
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Homer, Alaska 17. Oktober

Howard Small beugte sich über die Reling des Charterboots und übergab sich so heftig, dass ihm fast die Brille von der Nase gerutscht wäre. Das Erbrochene klatschte laut auf das Wasser, und die Mannschaftsmitglieder der anderen Charterboote blickten grinsend zu ihm herüber. Howard spuckte ein paarmal aus, um den schlechten Geschmack loszuwerden, doch es war vergeblich. Dann wischte er sich mit dem Ärmel seines Parkas den Mund ab und lehnte sich stöhnend gegen die Kabinenwand.

»Mein Gott, Howard, wir haben nicht mal die Leinen losgemacht«, witzelte Jerry Small, der Kapitän des Fischerboots. »Erzähl mir nicht, dass du jetzt schon seekrank bist.«

Die beiden waren Vettern, hatten aber äußerlich keinerlei Ähnlichkeit. Howard, einige Jahre jünger als sein Cousin, hatte bereits eine Glatze, Jerry dagegen volles schwarzes Haar, wenn auch von ein paar grauen Strähnen durchzogen. Während Howard vom Typ her eher ein schwächlicher Bücherwurm war, hatte Jerry ein vom Wetter gegerbtes Gesicht und einen kräftigen Körperbau.

»Es ist nicht meine Schuld, Jerry. Der Sadist da drüben hat mir das angetan.« Er deutete schlaff auf den anderen Passagier auf dem zehn Meter langen Fischerboot. »Bis vor vier Stunden waren wir noch auf den Beinen und haben uns im Salty Dog Saloon mit Tequila volllaufen lassen.«

Der andere Passagier grinste breit. Er lehnte lässig am Heckwerk, hatte ein Bein auf der Bank ausgestreckt und das andere an die Brust gezogen. Seine narbigen Hände umklammerten das Knie. Er trug verwaschene Jeans, einen schwarzen Pullover, eine Lederjacke und teure, aber bereits reichlich betagte Wanderstiefel. Seine Klamotten sahen aus, als hätte er darin geschlafen, und doch hatte dieser Mann auf eine nachlässige Weise Stil.

Obwohl auch er reichlich Alkohol getrunken und nur ein paar Stunden geschlafen hatte, wirkte sein Blick wach und konzentriert. Seine Augen waren von einem ungewöhnlichen Grau. Ihr Ausdruck war hart, aber doch zugleich freundlich und humorvoll. Er faszinierte Jerry. Er musste sich zwingen, den Blick abzuwenden.

»Ich weiß, was du brauchst.« Der Passagier schaute auf seine TAG-Heuer-Uhr und dann auf den noch dunklen Himmel. »Wie ich mir gedacht habe, in Oslo ist jetzt Happy Hour.« Er fischte zwei Flaschen Alaska Pale Ale aus einem auf dem Deck stehenden Kühlbehälter und warf Howard eine zu.

»Kleines Katerfrühstück. Wenn's schlimm ist, kippt man am besten gleich wieder was drauf.« Der Mann grinste und öffnete seine Flasche des Bieres, das er für das beste weltweit hielt.

»Und das um halb fünf morgens«, stöhnte Howard, der gleichwohl die Flasche öffnete und einen großen Schluck trank.

»Und, besser?«

»Besser.«

»Ich hab die vorderen Leinen losgemacht, Dad. Wir soll-

ten aufbrechen.« Jerry Smalls Sohn war schon im Teenageralter ein größerer Doppelgänger seines Vaters. Er maß fast zwei Meter und hatte breite Schultern. Sein noch jugendliches Gesicht wollte nicht recht passen zu dem ausgewachsenen Körper eines Mannes.

»Mach am Heck die Leinen los, John«, sagte Small, als der starke Motor stotternd ansprang.

John machte das letzte Tau los und sprang an Bord der *Wave Dancer* – ein zu poetischer Name für ein robustes, aber doch etwas ramponiertes Schiff, das schon zu vielen Wintern in Alaska hatte trotzen müssen. Die beiden Passagiere traten zu dem Kapitän und seinem Sohn in die halbwegs windgeschützte, an der Seite offene Kabine.

Sie waren das erste Fischerboot von Homers Charterflotte, das die Leinen losgemacht hatte, um Heilbutt zu fangen, große, am Meeresgrund lebende Fische, die stark an Flundern erinnerten. Obwohl es schon spät in der Saison war, hatte Jerry den anderen versichert, er wisse, wo noch ein guter Fang zu machen sei. Auf der Steuerbordseite der *Wave Dancer* glitt eine der größten natürlichen Landzungen der Welt vorbei. Im Schutz des Cook Inlet, einer Bucht des Pazifischen Ozeans im Süden Alaskas, wo die Strömungen des Golfs von Alaska und die der Shelikofstraße aufeinandertrafen, war eine eine Meile lange Landzunge entstanden, die so schmal war, dass man einen Baseball von einer Seite zur anderen werfen konnte. In den Gewässern um diesen Ausläufer der Kenai-Halbinsel konnte man extrem guten Lachs und Heilbutt fangen, und die Gegend war auch eine Brutstätte für eine große Anzahl Weißköpfiger Seeadler, die auf der Müllkippe der verschlafenen Kleinstadt Futter suchten.

Die *Wave Dancer* bog um die Spitze der Landzunge. Vor dem Hintergrund des noch nächtlichen Himmels hoben sich undeutlich die Umrisse der Kenai Mountains ab. Aber am Horizont war ein erster Lichtstreifen zu erkennen. Die Temperatur lag nur ein Grad über null, und die Männer saßen dicht vor dem Heizkörper in der Kabine. Es ging nur eine sanfte Brise, und das Meer war ruhig – eine problemlose Fahrt für die *Wave Dancer*, die so gebaut war, dass sie auch mit einer Dünung von drei Meter hohen Wellen klar kam.

»Sie wirken anders als die Bücherwürmer, die Howard normalerweise anschleppt«, sagte Jerry Small zu dem zweiten Passagier.

Der Mann lächelte. »Ich bin freiberuflicher Unternehmensberater. Man hat mich angeheuert, um die praktische Anwendbarkeit und Wirtschaftlichkeit von Howards Erfindung zu begutachten.«

»Und?«

»Und was?«

»Funktioniert das Lieblingsspielzeug meines Veters?«

»Wenn Pacific Machine and Die den Empfehlungen meines Gutachtens folgt, wird Dr. Howard Small in einem Jahr ein sehr reicher Mann sein.«

Trotz seines Katers musste Howard grinsen. Nach zweiwöchigen Versuchen östlich von Valdez, die sie gerade erst abgeschlossen hatten, hörte er jetzt zum ersten Mal, dass seine Arbeit positiv beurteilt wurde.

»Danke, Mercer.«

»Du musst dich nicht bei mir bedanken.« Philip Mercer schüttelte Howard die Hand. »Du hast die ganze Arbeit ge-

leistet. In ein paar Jahren wird deine Erfindung die Bergbauindustrie revolutioniert haben.«

Während der letzten drei Jahre hatten Professor Howard Small und seine Mitarbeiter an der University of California in Los Angeles einen »Mini-Maulwurf« entwickelt, einen Tunnelbohrer mit modernster Lasersteuerung und Hydrauliktechnologie, der in jeder Hinsicht den fortschrittlichsten Stand der technologischen Entwicklung repräsentierte. Diese Erfindung, auf den Namen Minnie getauft, hatte soeben unter extremen Bedingungen ihren ersten wirklichen Test bestanden. Die Maschine hatte einen drei Kilometer langen Tunnel mit einem Durchmesser von einem Meter zwanzig durch Granitgestein gebohrt, wobei die Abweichung vom vorgegebenen Kurs praktisch nicht messbar war. Im Gegensatz zu anderen Tunnelbohrern war Minnie klein und kostensparend. Eine zwanzigköpfige Mannschaft konnte den Betrieb der fünf Meter langen Maschine rund um die Uhr gewährleisten. Demgegenüber waren beim Bohren des Kanaltunnels zwischen England und Frankreich Maschinen zum Einsatz gekommen, die hundertachtzig Meter lang und für deren Wartung und Betrieb Hunderte von Männern erforderlich waren.

Mercer hatte von Pacific Machine and Die, einer großen Maschinenbaufirma, den Auftrag bekommen, Minnies praktischen Nutzen beim Bohren harten Gesteins zu begutachten. Durch eine so kleine Maschine war es eventuell möglich, in Minen auf Sprengungen zu verzichten, durch die jedes Jahr Hunderte von Menschen starben oder verletzt wurden. Mercer hatte in der Welt des Bergbaus eine außergewöhnliche Reputation. Wenn sein Gutachten positiv aus-

fiel, würde Pac Mac & Die die Patente für die Produktion der Maschine erwerben. Howards jahrelange Arbeit würde sich bar auszahlen.

Dieser Angelausflug war für beide Männer nach den langwierigen Tests eine Möglichkeit, sich zu entspannen. Sie kannten sich erst seit kurzer Zeit, und doch kam es ihnen schon jetzt so vor, als wären sie seit Jahren Freunde.

»Heißt das, dass du endlich mal für eine dieser Bootspartien bezahlen wirst?«, fragte Jerry Small seinen Vetter.

»Darauf würde ich nicht zählen.«

Eine Stunde nach dem Ablegen in Homer drosselte Jerry den Motor und steuerte die *Wave Dancer* langsam in eine kleine, geschützte Bucht. Gemeinsam mit seinem Sohn betrachtete er aufmerksam den Tiefenmesser. Nach einem kurzen Manöver stellte Small den Motor ab. Die nächtliche Stille an der Küste von Alaska umfing sie.

»Der beste Angelplatz in diesen Gewässern«, verkündete Jerry, der aufstand, um die schweren Angelruten vorzubereiten.

Das tausendzweihundert Kilometer entfernte arktische Packeis schien der Sonne ihre Wärme zu nehmen, sodass sie nur ein kaltes, gelbliches Licht verbreitete. Mit den niedrig dahinziehenden Wolken glich der Himmel einem undurchsichtigen Tuch – ein einzigartiges Bild, wie es nur die Natur hervorzuzaubern vermag.

Nur ein paar Minuten nach dem Auswerfen der Angeln zog Mercer einen fast fünfundvierzig Kilo schweren Heilbutt aus dem Wasser. Jerry und John benutzten schwere Landungshaken, um den Fisch an Bord zu hieven. Der platte weiße Körper war glatt, abgesehen von zwei blasenfö-

migen Wucherungen, welche die Augen schützten. Wenn-
gleich der Heilbutt eine äußerst hässliche Kreatur war,
wurde Mercer mit Lob überschüttet.

»Ein Prachtexemplar.«

»Was für ein wundervoller Fisch.«

»Sieht aus wie meine Ex, aber erzähl deiner Mutter nicht,
dass ich das gesagt habe, John.«

Fünf Minuten später halfen Mercer und Jerry John, sein
Prachtexemplar an Bord zu ziehen, und dann war Howard
an der Reihe, seinen Fang vom Meeresgrund an die Wasser-
oberfläche zu hieven. Eine Stunde ging es so weiter, und es
schien immer innerhalb weniger Minuten zu klappen, wenn
ihre Haken auf den Grund gesunken waren. Wenn alle drei
einen Fisch gefangen hatten, ließen sie den Heilbutt wieder
frei. Bei dieser Variante des Fischens ging es nur um einen
Test, ob man stark genug war, die schweren Kreaturen vom
Meeresgrund nach oben zu ziehen.

Jerry verglich es damit, eine Riesenmatratze vom Meeres-
grund nach oben hieven zu müssen. Beim Heilbuttfischen
ging es eher um die Geselligkeit. Wahres Fischen in Alaska,
das hieß für Jerry, während der Laichwanderungen der
Lachse bis zu den Hüften in einem eiskalten Fluss zu stehen.
Die Schwärme waren so dicht, dass die Lachse permanent
gegen die hohen Wasserstiefel des Anglers stießen. Da die
Lachse aber während der Laichwanderung meistens auf
Nahrungsaufnahme verzichteten, ließen sie die Köder der
Angler meistens links liegen.

»Frustrierender, als im Puff keinen hochzukriegen«, be-
merkte Jerry.

Howard schien seinen Kater halbwegs überwunden zu

haben, und er schlug die Bierflaschen nicht aus, die Mercer ihm anbot. Nur John, der noch zu jung war, um in der Öffentlichkeit trinken zu dürfen, blieb nüchtern, obwohl sein Vater es ihm gestattet hatte, ein paar Bier zu trinken. Aber er sagte, er bereite sich auf die bevorstehende Basketballsaison vor und wolle völlig auf Alkohol verzichten.

Als sie um zehn Uhr morgens den Eindruck hatten, immer wieder denselben Fisch zu fangen, holten sie ihre Leinen ein, und Jerry nahm Kurs Richtung Süden. Das Meer war immer noch ruhig, und grelle Sonnenstrahlen durchlöcherten die Wolkendecke und reflektierten sich auf dem Wasser.

Nach etwa zwanzig Minuten zeigte John auf etwas auf der Steuerbordseite. »Was ist das, Dad?«

Jerry drosselte den Motor und riss das Steuer so abrupt herum, dass Mercer und Howard sich festhalten mussten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Etwa fünfhundert Meter entfernt trieb ein Boot auf dem kaum bewegten Wasser. Es war gut fünf Meter länger als die *Wave Dancer*, ein kommerzielles Fischerboot mit einem Kabinenaufbau und einer Winsch zum Einholen der Netze am Heck.

Selbst aus dieser Entfernung war klar, dass es an Bord des anderen Schiffes Probleme gegeben haben musste. Es lag unnatürlich niedrig im Wasser, und die Aufbauten waren von Flammen geschwärzt. Es war ein unheimlicher Anblick. Die *Wave Dancer* näherte sich dem anderen Boot, doch niemand bewegte sich an Deck, und Jerrys laute Rufe blieben ohne Reaktion.

»Was für ein Boot ist das?«, fragte Jerry gedankenverloren, als er beidrehte.

»Der Name am Bug ist nicht mehr zu lesen«, antwortete sein Sohn, der Fender an der Bordwand anbrachte. »Aber ich glaube, es muss die *Jenny IV* aus Seward sein.«

Mercer vertäute die beiden Boote, als sie nebeneinanderlagen. Das durch das Bier angefeuerte Geplauder war verstummt, sobald sie das andere Boot erblickt hatten, und Mercers Verhalten strahlte eine ruhige Professionalität aus, ganz so, als würde er jeden Tag ausgebrannte Schiffswracks entdecken.

Er sprang an Bord der *Jenny IV*. Das verkohlte Deck stand etwa fünfzehn Zentimeter hoch unter Wasser, das auf dem schlingernden Schiff von einer Bordwand zur anderen schwappte. Trotz seiner angeblich wasserdichten Stiefel bekam Mercer schnell nasse Füße, und seine Zehen wurden taub von dem eiskalten Wasser. Er blickte sich an Deck um und wandte sich Jerry zu.

»Melden Sie sich bei der Küstenwache, und geben Sie durch, was wir entdeckt haben. Sie können sich Zeit lassen, hier hat niemand überlebt.« Mercers Stimme klang jetzt so, als hätte er das Kommando übernommen. Bisher hätte niemand diesen Eindruck gewonnen.

Howard beugte sich über die Bordwand der *Wave Dancer*. »Woher weißt du das?«, fragte er.

»Weil das Rettungsboot nicht zu Wasser gelassen wurde und weil zu meinen Füßen eine verbrannte Leiche liegt.«

»Scheiße«, sagte Jerry im Ruderhaus der *Wave Dancer*. »Benachrichtige die Küstenwache, John.«

Damit sprang auch er an Bord der *Jenny IV*. Er musste sich an einer Winde festhalten, als er die mit dem Gesicht nach unten daliegende Leiche sah.

»Scheiße«, wiederholte er.

Wer immer der Tote war, es schien so, als hätte er den Brand zunächst noch überlebt, denn die Position der Leiche deutete darauf hin, dass der Mann sich aus der Kabine hierher geschleppt hatte. Er lag ausgestreckt da und schien vor seinem Tod den Flammen noch entkommen zu sein. Der Oberkörper war ziemlich unversehrt – er trug eine orange-farbene Rettungsweste über einem karierten Flanellhemd –, doch vom Becken an abwärts war alles verbrannt. Der Anblick der geschwärtzten Oberschenkelknochen war unheimlich. Die Hände glichen verkrampten Klauen.

Mercer hatte wirklich überhaupt keine Lust, die Leiche umzudrehen und zu sehen, was die Flammen dem Gesicht angetan hatten.

Er dachte darüber nach, was geschehen war. Nach irgendeinem Unfall musste ein Brand ausgebrochen sein, der die Mannschaftsmitglieder völlig überrascht hatte, aber es gab keine Erklärung dafür, warum die Flammen ohne den Untergang des Bootes wieder erloschen waren. Wenn die Mannschaft eines anderen Schiffs den Brand gelöscht hätte, hätte sie die Leiche des Mannes bestimmt nicht auf dem Wrack liegen lassen. Das alles ergab keinen Sinn.

»Kehren Sie auf Ihr Boot zurück«, sagte Mercer zu Jerry. »Ich brauche eine Taschenlampe und eine Axt.«

Jerry sprang an Bord der *Wave Dancer* und holte, worum Mercer ihn gebeten hatte. Dann beobachtete er, wie Mercer seine Untersuchung fortsetzte.

»Meinst du nicht, wir sollten warten, bis die Küstenwache da ist?«, fragte Howard.

Mercer konnte seinen Freund verstehen, doch etwas an

diesem Brand beunruhigte ihn so sehr, dass er nicht vorhatte, auf das Eintreffen der Küstenwache zu warten.

»Es dauert nicht lange.«

Ein paar Stufen führten zum Ruderhaus, daneben erreichte man durch eine Tür die unter Deck gelegenen Räume. Das Ruderhaus war zwar durch den Brand beschädigt worden, war aber nicht halb so verwüstet wie das darunter liegende Deck.

Mercer versuchte, die Tür daneben zu öffnen, aber sie klemmte. Nach ein paar Axthieben zersplitterte das Holz, und die halbe Tür knallte auf das Deck.

Er knipste die Taschenlampe an und richtete den Lichtstrahl in den engen Raum unter dem Ruderhaus. Die kleine Kombüse mit den Klappsitzen und dem Esstisch war völlig ausgebrannt. Rechts sah er drei Pritschen mit verbrannten Matratzen und Decken, und auf der dritten erblickte er eine weitere Leiche. Diese war nur noch ein Skelett. Die leeren Augenhöhlen ließen es Mercer kalt den Rücken hinablaufen, aber er zwang sich, den Raum nicht fluchtartig zu verlassen.

Vermutlich war das dritte Mannschaftsmitglied der *Jenny IV* über Bord gesprungen, um dem Inferno zu entkommen. Als er eine Hand auf eine Schott legte, fiel ihm auf, dass der Stahl eiskalt war. Weil es in der Nacht zuvor so bitterkalt gewesen war, würde man über den Zeitpunkt des Brandes erst etwas erfahren, wenn ein Rechtsmediziner sich die Leichen angesehen hatte.

Die Decke war geschwärzt, aber offenbar hatte es nicht so lange gebrannt, dass die Flammen sich hindurchfressen konnten. Neben der Tür, die Mercer eingeschlagen hatte,

führte eine weitere in einen kurzen Gang, der zum Laderaum führte. Von der Tür war fast nichts übrig, und ihr Rahmen und das Schott daneben waren von der Druckwelle einer Explosion weggerissen worden. Das erklärte, warum der Brand das Schiff nicht völlig zerstört hatte. Die Explosion musste den Flammen den Sauerstoff entzogen und sie so erstickt haben.

Mercer fragte sich, was an Bord gewesen war, um eine solche Explosion auszulösen.

Der Motor befand sich am Heck, und logischerweise mussten die Treibstofftanks in der Nähe sein, doch wenn die explodiert waren, hätte es eigentlich auch auf Deck Hinweise geben müssen. Dadurch wäre das Boot sicherlich gesunken. Es musste einen anderen Grund geben.

Der Lichtstrahl der Taschenlampe spiegelte sich auf trübem grünem Wasser, als Mercer ihn wieder in den Laderaum richtete. Der Gestank von verbranntem Holz und Kunststoff konnte den des jahrelang hier gelagerten Fisches nicht überdecken. Eine dicke Schaumschicht trieb auf dem Wasser, hier und da schillerten Diesellachen in allen Farben des Regenbogens. Er trat vorsichtig vor und versuchte, mit seinem Fuß die Stufen in den Laderaum zu ertasten.

Als er kurz darauf bis zu den Oberschenkeln im Wasser stand, wurde ihm klar, dass hier ohne eine Taucherausrüstung gar nichts zu machen war. Als er gerade kehrtmachen wollte, fiel der Lichtstrahl der Taschenlampe auf etwas, das vor ihm im Wasser trieb.

Er bückte sich stöhnend und durchnässte sich den Ärmel, als er ein glänzendes Stück rostfreien Stahls aus der trüben Brühe zog, etwa dreißig Zentimeter lang und knapp zwan-

zig breit. Die Explosion hatte den Stahl zerfetzt wie Papier, die Kanten waren gezackt und scharf. Als er das Stück Stahl im Licht der Taschenlampe drehte, sah er den Aufdruck »roger« auf einer Seite, wobei der letzte Buchstabe kaum zu lesen war.

Er steckte seinen Fund ein und kehrte aufs Deck zurück, wo er ein paarmal tief durchatmete,

»Was gefunden?«, rief Jerry.

»Nein«, antwortete Mercer, dem erst jetzt auffiel, dass die Führungen für das Einholen der Netze beschädigt waren.

Es sah aus, als wäre die obere Hälfte der Konstruktion mit einem Winkelschneider abgetrennt worden. Als er die verbleibenden beiden Stahlstümpfe in Augenschein nahm, sah er die sauberen Bruchstellen. Mit der Explosion konnte das nichts zu tun haben. Für diese Zerstörung musste es einen anderen Grund geben. Als er sich neugierig umblickte, fiel ihm auf, dass die Antennen für die Funkgeräte der *Jenny IV* auf dem Dach des Ruderhauses abgebrochen waren.

Auch dafür hatte er keine Erklärung.

»Haben Sie die Küstenwache benachrichtigt?«

»Ja, sie schicken einen Kutter aus Homer. Er müsste in etwa einer Stunde hier sein.«

»Prima.« Mercer sprang wieder an Bord der *Wave Dancer*. »Wir sollten die Taue losmachen. Unter Deck steht Wasser in dem Boot. Es kann jederzeit sinken.«

Jerry stellte den Motor an, während sein Sohn die Leinen losmachte. Als sie fünfzig Meter von der *Jenny IV* entfernt waren, ließ Jerry den Motor im Leerlauf tuckern. Das Rätsel des ausgebrannten Schiffes und der verkohlten Mannschaftsmitglieder ließ sich nicht nur durch eine Explosion

des Motors erklären, und alle vier Männer an Bord der *Wave Dancer* wussten es. Lange sagte niemand etwas, alle beobachteten die auf den Wellen treibende *Jenny IV*. Die beiden Leichen auf dem Boot würden Mercer nie seine Fragen beantworten.

»Nun, ich denke, das war's für heute mit dem Fischen.«
Jerry Stimme klang unnatürlich laut.

Mercer schaute ihn an und grinste. »Teufel, so eine Angel-tour ist nur ein Vorwand, um sich zu betrinken, und dafür habe ich eigentlich noch nie einen Vorwand gebraucht.«

Weißes Haus, Washington, D.C. 19. Oktober

Der Präsident eilte mit großen Schritten durch das Esszimmer seiner Privatwohnung im Weißen Haus und begrüßte lächelnd seinen einzigen Gast. Die Frau war sehr viel kleiner als er und pummelig. Ihre Kleidung sah aus, als stammte sie aus einem Discountladen für Übergrößen, und ihr Make-up wirkte wie mit dem Spachtel aufgetragen. Das Morgenlicht, das durch die Fenster zum Rosengarten hereinströmte, fiel auf ihren teigigen Hals und ihre Pausbacken. In einer Welt, wo alles auf die äußere Erscheinung ankam, war sie nicht am richtigen Platz. Sie hielt sich fern von Journalisten und hatte sich hochgearbeitet durch Entschlossenheit und Sachkompetenz, die sie für jeden Job empfahl. Durch ihre Auffassungsgabe und ihren Intellekt war sie zu einer vertrauenswürdigen Beraterin des Präsidenten geworden.

»Morgen, Connie. Freut mich sehr, Sie zu sehen«, sagte der Präsident, als er gegenüber seiner Energieministerin Constance Van Buren Platz nahm.

Sie strich ihren schwarzen Polyesterrock glatt. »Sie kennen mich, ich lasse mir nie ein kostenloses Frühstück entgehen.«

»Also, was gibt's Neues? Reden Sie offen.«

Connie trank einen Schluck Kaffee, und ihre Augen funkelten belustigt. »Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt, denn jetzt wird's unangenehm. Stu Hanson von der

Umweltschutzbehörde sagte, er habe eine der spätabendlichen Talkshows gesehen.« Sie schwieg kurz. »Wenn man den Medien glauben will, hängen Ihre jüngsten Umfrageergebnisse so durch, dass man sie auch mit Viagra nicht wieder hochbringt.«

Der Präsident brach in Gelächter aus, und die Stimmung entspannte sich, als er und seine alte Freundin sich gegenseitig aufzogen. Bei diesen Treffen ging es angeblich um die Erörterung von Energiefragen, aber für den Präsidenten waren sie eine Entlastung von dem Druck seiner Verantwortung. Bei diesen zweimonatlichen Treffen wurde auch gearbeitet, doch beide freuten sich auch einfach nur darauf, mit dem anderen zusammen zu sein.

»Ich hab nur nachgedacht, Connie. Wenn Lloyd Easton vom Kongress zum Frühstück kommt, bringt er zwei Berater, vier Aktentaschen und ein tragbares Faxgerät mit, Letzteres nur für den Fall, dass etwas passiert, während er hier ist.«

»Ja, der gute Lloyd ist übergeschnappt, seit er eine der Eliteunis absolviert und den Schlüssel der akademischen Gesellschaft Phi Beta Kappa erhalten hat. Ihr hohen Tiere in den staatstragenden Jobs habt vergessen, dass es nur Jobs sind, wichtige Jobs, aber eben doch nur Jobs. Ich verbringe meine Wochenenden immer noch mit meinen Enkeln, backe Plätzchen für sie, warne meine Tochter, einen faulen Sack zu heiraten, und tue all die Dinge, die ganz gewöhnliche Menschen tun.«

Der Blick des Präsidenten verfinsterte sich. »Ich habe Ihnen doch erzählt, dass ich beschlossen habe, nicht für eine zweite Amtszeit zu kandidieren, oder?«

»Sie haben gesagt, dass Sie darüber nachdenken.« Sie nickte. »Ich denke, es ist eine gute Idee. Wir beide wissen, dass es um Ihre Ehe nicht zum Besten steht. Sie und Patricia brauchen Zeit füreinander. Ich weiß nicht, wie es um Ihre Gesundheit bestellt ist, aber morgens um acht haben Ihre Hände noch nie gezittert.«

Der Präsident blickte auf seine Hände und war geschockt, als er sah, dass er tatsächlich einen leichten Tremor hatte. »Mein Gott, ich verstehe nicht, wie jemand auf die Idee kommen kann, sich freiwillig um eine zweite Amtszeit zu bewerben.«

»Die meisten Ihrer Vorgänger mussten nicht so schwierige Entscheidungen treffen, um das Land auf den richtigen Weg zu führen. Deshalb waren sie auch nie solchen Anfeindungen ausgesetzt wie Sie.«

»Wie wegen dieser Ölgeschichte.«

»Wie wegen dieser Ölgeschichte«, stimmte Connie Van Buren zu.

Unterstützer wie Gegner glaubten gleichermaßen, der Präsident habe neun Monate nach Amtsantritt so etwas wie politischen Selbstmord begangen. In seiner ersten zur besten Sendezeit ausgestrahlten Rede an die Nation hatte er seine neue Energiepolitik vorgestellt. Er wollte, dass die Vereinigten Staaten innerhalb von zehn Jahren von ausländischem Öl unabhängig sein sollten. Die Regierung wollte ein groß angelegtes Programm finanzieren, um im ganzen Land alternative Energien zu fördern. Das Ziel waren Städte ohne Smog und die ökologischen Katastrophen, die das Land während der Achtziger- und Neunzigerjahre geplagt hatten. Windräder im Mittelwesten, Solarkollektoren im Südwest-

ten. Ein Gezeitenkraftwerk vor der Küste von Maine, das fast den gesamten Energiebedarf von Boston decken sollte.

Wegen seiner ungewöhnlichen elektromagnetischen Eigenschaften sollte das kürzlich entdeckte Element Bikinium genutzt werden, um die Effektivität gegenwärtiger Kraftwerke zu vervielfachen. Schließlich würde es zu einer eigenständigen Energiequelle werden. Die Autoindustrie sollte gezwungen werden, Elektroantriebe zu entwickeln. Am Ende des Zehnjahresplans sollte die Hälfte aller Neuwagen über einen Elektromotor verfügen. Der Präsident hatte gesagt, die Technologie sei verfügbar, jetzt komme es nur noch darauf an, dass Amerika sie nutze.

Das war eine klare Ansage, und die Nation schien einverstanden zu sein. Die Menschen waren elektrisiert und von einem Optimismus angesteckt wie seinerzeit, als Präsident Kennedy versprochen hatte, einen Menschen auf dem Mond landen zu lassen. Umweltschützer glaubten, die Epoche der fossilen Brennstoffe und ihrer verheerenden Auswirkungen für die Ökologie sei beendet. Wirtschaftswissenschaftler vertraten die Ansicht, die Übergangsperiode werde schwierig, doch das Verbot von Ölimporten würde nach Jahrzehnten Amerikas Außenhandelsbilanz wieder ins Gleichgewicht bringen. Die neue Technologie würde Amerikas Abhängigkeit vom Öl mindern. Und das Außenministerium war begeistert, dass die Staaten des Mittleren Ostens jetzt nicht mehr den Trumpf im Ärmel haben würden, Amerika mit einem Ölembargo zu drohen.

Aber innerhalb von nur ein paar Wochen meldete sich die hässliche politische Realität zurück.

Die sieben größten Ölunternehmen der Welt, auch unter

dem Namen »Seven Sisters« bekannt, verfügten zusammen über eine wirtschaftliche Macht, welche die vieler Industrienationen übertraf. Sie sahen, dass sie ihren größten Markt verlieren würden, und begannen, von ihrem riesigen Einfluss Gebrauch zu machen. In einem Manöver wirtschaftlicher Erpressung trieben die Seven Sisters den Benzinpreis in Zehn-Cent-Schritten in die Höhe, bis er sich fast verdoppelt hatte. Dann ließen sie in Washington verlauten, der Preis werde weiter steigen, wenn die amerikanische Regierung nicht bestimmte Konzessionen mache. Der Präsident war realistisch genug, um zu sehen, dass die Ölgiganten die Weltwirtschaft auf eine Talfahrt schicken konnten, gegen welche die Zeit der Großen Depression sich wie eine Epoche der Prosperität ausnehmen würde.

Der Präsident nutzte seinen gesamten Einfluss im Repräsentantenhaus und im Senat, machte Versprechen, mit deren Einlösung er bis zum Ende seiner Amtszeit beschäftigt sein würde, und drängte schließlich den Kongress dazu, das Naturschutzgebiet Arctic National Wildlife Refuge für die Erdölförderung zu öffnen. Auf dem Gebiet der riesigen Tundra an Alaskas Nordküste, direkt östlich von Prudhoe Bay, war das letzte große inländische Ölvorkommen entdeckt worden, doch die Förderung würde in einem der empfindlichsten Ökosysteme weltweit beginnen müssen. Das Ölvorkommen war mehrere Male größer als das bei Prudhoe, und die Seven Sisters waren seit Jahren scharf darauf. Es war der Preis, den die Ölmultis für ihre Kooperation verlangten, und der Präsident ließ sich darauf ein. Die Gesetzesvorlage war in aller Stille und auf den letzten Drücker eingereicht worden, um eine Debatte zu verhindern. Lobbyisten der

Umweltbewegung und ihre Aktivisten erfuhren von der Verabschiedung des Gesetzes erst, als es zu spät war.

Frühere Versuche, das Naturschutzgebiet für die Ölförderung zu öffnen, waren an ökologischen Bedenken gescheitert, doch dem Präsident war keine andere Wahl mehr geblieben, als diese beiseitezuschieben. Er hatte sich für das kleinere von zwei Übeln entschieden. Wie vorsichtig die Ölonternehmen auch zu Werke gehen mochten, die Natur würde praktisch für alle Zeiten zerstört sein. Das war ihm bewusst, doch es schien ihm kein zu hoher Preis zu sein, wenn sich seine neue Energiepolitik erst in Amerika und dann weltweit durchsetzen würde.

Als die Nation von der Entscheidung erfuhr, erhob sich ein Aufschrei der Empörung, mit dem er nie gerechnet hätte. Über Nacht schien plötzlich jeder Amerikaner zu einem Umweltschützer geworden zu sein, dem einzig das Arctic National Wildlife Refuge am Herzen lag. Leute, die unfähig gewesen wären, auf einer Karte mit dem Finger auf Alaska zu zeigen, rasselten Statistiken herunter, was die Ölexploration der unberührten Natur antun würde. Plakate, T-Shirts, Talkshows. Der Polarfuchs und der Eisbär wurden zu Mediensensationen, ihre Leiden zum Thema zahlloser Fernsehsendungen. Abend für Abend trampelten Herden von Karibus über die Fernsehschirme, während Journalisten mit ernster Stimme verkündeten, das kanadische Ren werde nur anderthalb Jahre nach der Inbetriebnahme der ersten Ölplattform praktisch ausgestorben sein. Die Leute waren entrüstet, nach der Rede des Präsidenten gründeten sich Dutzende neuer Umweltgruppen.

Landesweit wurde zu Boykotten gegen Ölonternehmen

aufgerufen, denen Bohrlizenzen gewährt worden waren. Am härtesten traf es Petromax, und das Unternehmen verklagte mehrere Umweltorganisationen, darunter Greenpeace, wegen des Aufrufs zu den Boykotten. Greenpeace wusste das Medieninteresse zu schätzen, das ein Prozess erregen würde. Man wollte die *Rainbow Warrior III* in den Prinz-William-Sund entsenden, doch das Schiff lag im Südpazifik, wo wieder mal gegen französische Atomversuche protestiert wurde.

Die Nation war gespalten wie seit dem Vietnamkrieg nicht mehr. Es war wie bei so vielen tiefgreifenden Entscheidungen. Theoretisch hielten alle die neue Energierichtlinie des Präsidenten für eine gute Idee, doch niemand wollte den Preis dafür bezahlen, dass sie erfolgreich umgesetzt werden konnte.

Der Präsident und seine Energieministerin hatten den Sturm gemeinsam durchgestanden, und jetzt, mehr als ein Jahr nach der Ankündigung des Präsidenten, standen sie noch mehr im Zentrum der Kritik, weil Arbeiter und Ausrüstung in dem Naturschutzgebiet eintrafen, um mit dem Anbohren der Ölquellen zu beginnen. Dass das Moratorium des Präsidenten für Ölimporte seine guten Seiten hatte, schienen die Leute zu vergessen; jetzt ging es nur noch um den Schutz der arktischen Tundra. Dafür war man bereit, weiter Smog, sauren Regen und schädliche Treibhausgase in Kauf zu nehmen.

»Ich stelle mir nicht mal die Frage, ob ich richtig gehandelt habe«, sagte der Präsident müde. »Ich weiß, dass es die richtige Entscheidung war. Wir müssen uns nach und nach vom Öl unabhängig machen, Punkt. Wenn wir vom gegenwärtigen Verbrauch ausgehen, werden die weltweiten Öl-

vorkommen um die Mitte des Jahrhunderts sowieso erschöpft sein, warum also sollten wir uns nicht darauf vorbereiten? Europa und Japan werden unsere saubere Technologie unbedingt haben wollen, und wir halten alle Trümpfe in der Hand. Weshalb will niemand sehen, dass es so am besten ist?«

Connie Van Buren kannte all diese Argumente und schwieg. Obwohl einer größeren Öffentlichkeit kaum bekannt, war das Energieministerium eine bevorzugte Anlaufstelle für Lobbyisten der Seven Sisters und anderer Ölfirmen. Sie war noch größerem Druck ausgesetzt gewesen als der Präsident. Mit jener Geduld, die nur Frauen eigen ist, hatte sie sich Kritik und Beschwerden angehört, aber zugleich dem Präsidenten ein offenes Ohr geschenkt, damit der seiner Frustration Luft machen konnte.

»Langfristig betrachtet wiegen die Vorzüge meiner Initiative schwerer als die Zerstörung des Naturschutzgebiets, und außerdem steht es ja noch gar nicht fest, ob die dort lebenden Tiere aussterben, wie es die Schwarzseher voraussagen.«

Letzteres klang selbst in seinen eigenen Ohren wenig überzeugend. Die Flora und Fauna an der Nordküste Alaskas waren weltweit einzigartig, und das Ökosystem war so verletzlich, dass selbst kleinere Schäden praktisch irreparabel waren. Das arktische Moos brauchte hundert Jahre, um sich zu erholen, wenn man nur mit einem leichten Fahrzeug darüberfuhr. Wenn die Ölplattformen, die Pipelines und die dazugehörenden Gebäude errichtet waren, würde dort nie wieder etwas so sein wie zuvor.

»Aber mein Gott, es ist ein kleiner Preis«, sagte der Präsident mit erhobener Stimme.

Connie warf die Hände in die Luft, als müsste sie sich verteidigen. »Ich stehe auf Ihrer Seite, schon vergessen?«

»Entschuldigung.« Er lächelte traurig. »Es ist nur der Druck. Wie zum Teufel kommen Sie damit klar?«

Connie lachte. »Ich erinnere sie einfach daran, dass das Energieministerium für Amerikas Nukleararsenal zuständig ist. Ich bin die Herrin über zwanzigtausend Sprengköpfe und leide am prämenstruellen Syndrom. Das macht mich unberechenbar, und sie lassen mich in Ruhe.«

Der Präsident lächelte müde. »Was gibt's Neues von den Initiativen für die Rechte der Ureinwohner?«

Auch die waren zu einem brisanten Thema geworden. Connie legte Messer und Gabel auf den Porzellanteller, auf dem noch reichlich Rührei mit Speck übrig war. »An der Front ist es bis jetzt relativ ruhig. Die Interessensvertretungen der Ureinwohner haben nicht das internationale Standing der großen Umweltorganisationen, und ihre Vertreter warten ab, ob bei der Initiative der Regierung vielleicht etwas für ihre Klientel herausspringt. Allerdings habe ich gerade gehört, dass Greenpeace damit droht, die gesamte Inuit-Bevölkerung zu politischen Gefangenen der Vereinigten Staaten zu erklären, wenn wir weiter ihre Rechte verletzen.«

»Mein Gott!«, rief der Präsident aus. »Und Sie sagen, an der Front sei es ruhig.«

»Verglichen damit, was eine Gruppe namens PEAL getan hat, ist das alles gar nichts.«

»PEAL?«, fragte der Präsident überrascht. »Nie gehört. Ist das eine neue Umweltorganisation?«

»Das sind schon eher Öko-Terroristen.« Connie legte ihre

Aktentasche auf den Tisch, durchwühlte sie und reichte dem Präsidenten einen Schnellhefter. »Das ist das Interpol-Dossier über Straftaten, die PEAL in Europa begangen hat oder in die die Gruppe zumindest verwickelt war. Und es ist nur die Bilanz des letzten Jahres.«

Nachdem der Präsident die Kurzberichte über Bombenanschläge und gewalttätige Proteste durchgeblättert hatte, informierte ihn Connie über die Organisation. »PEAL steht für Planetary Environment Action League. Gegründet wurde PEAL vor vier Jahren von einem niederländischen Professor, der vom wissenschaftlichen Establishment fallen gelassen worden war. Jan Voerhoven ist der klassische Fall eines charismatischen Anführers. Er ist jung, nicht mal vierzig, überdurchschnittlich intelligent, sieht gut aus und stammt aus einer wohlhabenden Familie, deren Name in Amsterdam stadtbekannt ist.«

Connie rasselte die Informationen so schnell herunter, dass klar war, wie oft sie es schon getan hatte

»Lange hat PEAL sich damit begnügt, Pamphlete zu drucken, und Voerhoven hielt bei Kundgebungen in ganz Westeuropa Reden, aber die Gruppe war relativ klein, hatte nur etwa hundert aktive Mitglieder. Viele in der Umweltbewegung fanden PEAL zu radikal.

Voerhoven predigt ein quasi-religiöses Verhältnis zur Natur, gegenüber der die Rechte des Menschen zweitrangig seien. Er flog nach Bangladesch nach einem Monsun, bei dem elftausend Menschen ums Leben kamen, und erklärte den konsternierten Überlebenden, sie sollten die Natur ihre gerechte Pflicht tun lassen. Im letzten Dezember, als aus einem französischen Reaktor nichtradioaktives Kühlwasser

ausgetreten war, machte die PEAL Schlagzeilen, als Voerhoven den Direktor des Atomkraftwerks aufforderte, das Wasser vor laufender Kamera zu trinken. Der Mann ist hyperallergisch und verträgt nur destilliertes Wasser, was Voerhoven sehr wohl wusste.

Mit Beginn dieses Jahres wurde PEAL zu *der* angesagten Gruppe innerhalb der Szene professioneller Aktivisten. Die Mitgliederzahlen stiegen sprunghaft an, wie auch die eingehenden Spenden. Im März kaufte die Gruppe ein ehemaliges Vermessungsschiff und taufte es auf den Namen *Hope*. Sie eröffnete Büros in London, Paris, New York, Washington und San Francisco. Und sie wurde gewalttätig.

In Mosambik wurden Mitglieder von PEAL verhaftet, die genug Sprengstoff dabei hatten, um den Cabora-Bassa-Staudamm in die Luft zu jagen. In Brasilien hat die Organisation die Verantwortung dafür übernommen, Ausrüstung im Wert von zehn Millionen Dollar zerstört zu haben, die bei der Rodung des Regenwaldes zum Einsatz kam. Im Bundesstaat Washington steht ein PEAL-Aktivist wegen Totschlags vor Gericht. Er hatte einen Stahldorn in einen Baumstamm gebohrt. Die Kettensäge wurde zurückgeschleudert, als sie darauf stieß und tötete den Baumfäller, der sie bediente. Dem Innenminister wurde ein Sack mit dem PEAL-Logo und toten Eulen darin vor die Haustür gelegt. Bei ihnen ist alles möglich.

PEAL hat in Deutschland, Holland und Belgien Anschläge auf Gaswerke durchgeführt. Die Gruppe steht im Verdacht, in eine deutsche Chemiefabrik eingebrochen zu sein und Versuchsanordnungen im Wert von mehreren Millionen Dollar zerstört zu haben. Sie sind in Laboratorien

eingebrochen, um Versuchstiere zu befreien, von denen viele mit Krankheitserregern infiziert waren, oder man hat ihnen Impfstoffe mit unbekanntem Nebenwirkungen injiziert. Kurzum, die Gruppe ist gefährlich und hat Geld. Eines ihrer nächsten Anschlagziele wird zweifellos Alaska sein.«

»Warum sind Sie sich da so sicher?«, fragte der Präsident erstaunt.

»Weil ihr Schiff *Hope* zurzeit im Prinz-William-Sund vor Anker liegt, direkt vor der Sicherheitszone neben der Schifffahrtsstraße für die Tanker, die nach Valdez wollen. Und weil Jan Voerhoven angeblich an Bord ist.«

»Haben sie sich schon bemerkbar gemacht?«

»Noch nicht, aber für mich ist schon ihre bloße Anwesenheit bedrohlich.«

»Ja, nach dem, was Sie gerade erzählt haben, muss man es wohl so sehen«, stimmte der Präsident zu. »Und wir können nichts dagegen tun?«

»Sie haben das Recht, sich da aufzuhalten, aber ich werde dafür sorgen, dass sie ganz oben auf der Liste der Verdächtigen stehen, wenn etwas passiert.«

»Ich werde Dick Henna vom FBI bitten, die Ohren offen zu halten.«

»Ich habe mit ihm gesprochen, als ich erfuhr, dass die *Hope* auf dem Weg nach Alaska ist. Er hat mir versprochen, auf Zack zu sein.« Das klang fast etwas schnodderig, aber ihr Blick war hart, und sie hatte die Lippen fest zusammengekniffen. Sie meinte es ernst, denn sie hatte Angst.